

Der Sieg der Französischen „Salome“. Der für uns unglückliche Ausgang des Weltkrieges hat der französischen Veranlassung der Wiedergeburt des „Salome“, die im Schatten des Straußschen Scheinbildes ein freies, in Frankreich ein kümmerliches Gedenken, was sie in diesen Tagen im Dekorationsmuseen der übergebenen deutschen Kabinen unter dem demosthenischen Beifall des Pariser Premierpublikums ihre Wiedergeburt feierte. Das Werk des französischen Maximalisten Mariotte, der mit der Komposition des Wiedergeburt Dramas seinen Verhältnissen nach als schmerzlicher Musiker erbringen wollte, hatte bereits im Jahre 1910 im Pariser Gaiety-Club seine erste Aufführung erlebt, während gleichzeitig die „Salome“ von Richard Strauß in der großen Oper der Triumphe feierte. Man erinnert sich noch, daß Richard Strauß damals durch seinen Berater gegen den illegitimen Wettbewerb der französischen Oper Verwendung einlegte, einer Oper, die nicht nur den gleichen Stoff behandelte, sondern auch die gleiche Textunterlage benutzte. Aber gerade diese Textunterlage erlebte heute der Mariottesche „Salome“ den Weg auf die Bühne. Heute, der Direktor der großen Oper, der für den französischen Dekorationsmuseen des durch den Krieg aus Paris vertriebenen Straußschen Werks keine Verwendung hatte, bemühte sich die Gelegenheit, Mariottes „Salome“ in den freigegebenen Räumen zu stellen, in die sie sich zwanglos einfügte. Ob sie sich freilich in der Wohnung der deutschen Schöpferin lange behaupten wird, ist angesichts der Schwäche des französischen Volkes zu bezweifeln.

Eine Hausfrauen-Vereinsarbeit. Ein nachahmendes Beispiel gibt der kopenhagener Hausfrauenverein, der sich offenbar nicht, wie viele gleichartige Vereinigungen, damit begnügt, die Räte der Zeit durch Reden zu lindern. Um den auch dort katastrophal werdenden Wirtschaftskrisen zu begegnen, plant er die Errichtung einer „Hausfrauen-Vereinsarbeit“ für Hausfrauen. Diese Wirtschaftskrise soll so eingerichtet sein, daß die Hausfrauen in möglichst hohem Grade der Beschäftigung des Hausgelehrten entgegen, die das Waschen außer dem Hause mit sich zu führen pflegt. Alle Maschinen und Hilfsmittel sollen mit Rücksicht darauf gewählt werden, daß sie der Wäsche möglichst wenig schaden. Die Wäsche soll in der Waschanstalt fortgesetzt werden, sobald empfindlichere Stoffe ausschließlich in der Hand und nur die gröberen mit der Maschine gewaschen werden. Auch beim Waschen und Plätten soll Rücksicht auf die Empfindlichkeit genommen werden. Für den Umfang soll man die Anzahl auf die Wäsche von 20000 Personen einrichten; sie soll aber bei Bedarf erweitert werden. Als Leiter soll ein im hoch ausgeübter männlicher Direktor angestellt werden, ein heimischer Kontroller, zwei Vorleserinnen für die Wäscheleiterin und eine Inhaberin für die Wascheinstellungsabteilung, in der eine Menge älterer Frauen eine leichte und geeignete Arbeit findet, ferner 180 untere Angestellte. Es wird auch daran gedacht, in Verbindung mit der Waschanstalt eine eigene Fabrik zur Herstellung von Seife und ungeschädlichen Waschmitteln einzurichten. Man rechnet, daß das Unternehmen, das niemandem Vorteil bringen soll, sich selbst erhalten kann. Die Hausfrauen sollen es als ihre eigene Waschanstalt betrachten, und deshalb ist es auf Anteilhaftigkeit. Das für eine Wäscherin zu großen Maßstab erforderliche Kapital ist so bedeutend, daß es nicht vollständig durch Zeichnung von Anteilen beschafft werden kann; man soll aber bereits auf die Unterstützung eines der größten Geldinstitute Dänemarks rechnen können, das den fehlenden Betrag aufweist. Der niedrige Anteil beträgt 100 Kronen. Die Wäscherin, die im Frühjahr 1920 eröffnet werden soll, steht nur Mitgliedern des Hausfrauenvereins und nur Anteihabern zur Verfügung.

Flammenretter. Der Pariser „Academie des Sciences“ wurden kürzlich von einem Ingenieur, der während des Krieges ein flammendes und rauchloses Pulver erfunden haben will, Mitteilungen über Einzelheiten dieser Erfindung vorgelegt. Ein rauchloses Pulver, das allerdings in Wirklichkeit nur rauchlos war, konnte man allgemein schon vor dem Kriege. Sollte es sich in Wahrheit bei der neuen Erfindung um ein Pulver handeln, das bei einer Explosion keine Feuererscheinung hervorruft, so würde der Mensch große Vorträge bekommen. Während bisher Feuerlöscher in den meisten Fällen nur durch sogenannte Mischungsfeuer, d. h. bei dem Wasser durch die Wirkung der Wasserexplosion erzeugten Dampf, zu

festgestellt wurden, würde durch ein tatsächlich flammendes Pulver eine solche Erkundung in Zukunft unmöglich sein.

Eine Notlandung auf dem Dlymp. Daß Menschen den Göttern gleich in einer Feuerwolke vom Himmel auf dem Dlymp niederstiegen, ist wohl noch nicht dazuwiesen und blieb unserem Flugzeugalter vorbehalten. Wie die französische Presse meldet, hatte der Oberleutnant Summe von amerikanischen Notizen einen Flug von Athen nach Saloniki unternommen. Während des Fluges jedoch fing der Apparat aus unbekannter Ursache Feuer, und der Flugzeugführer hatte gerade noch Zeit, im Gleitflug auf dem Gipfel des flammenden Götterberges zu gelangen. Mit Hilfe von Seilen wurde dann das brennende Flugzeug gelöst. Jedenfalls werden die beiden Flieger, die in einer für sie bedauerlich verhängnisvoll gewordenen Weise Zeus nachahmten, eine mehr unangenehme als erhebennde Erinnerung an ihre übergehende „Götterähnlichkeit“ bewahren.

Die Vorlesung ein unvernünftiges Wesen? In einer Buchbesprechung des schweizerischen „Sozialdemokraten“ suchte kürzlich Dr. Emil Hedden des Wesen von Jerome S. Jeromes Komik zu erklären. Dabei geriet ihm folgende Episode: „Außerdem findet Jerome von jeder Gesinnung an der höheren Komik, die darin liegt, unlogischen Begriffen eine vorgezeichnete Logik zu verleihen. Er läßt z. B. unvernünftige Wesen, wie eine Lokomotive, eine Kuh oder die Vorlesung, wie vernünftige Menschen denken und sprechen. Er besetzt eine besondere Kunst, das in Einzelheiten auszuführen.“ Hedden ist Doktor der Philosophie. Wir überlassen es den anderen Philosophen, zu entscheiden, wie weit eben die Vorlesung ein Wesen, und zweitens, wie weit sie ein unvernünftiges Wesen ist.

Schwäbischer Humor. Das Bild der Schwiegermutter: Die junge Frau sah trübsinnig über das, als ihre Freundin sie besuchte. — „Aber Kind“, sagte diese teilnehmend, „was fehlt dir?“ — Die junge Frau trübsinnig sah die Augen und versuchte, ruhig zu sein. „Du weißt“, begann sie, „daß mein Mann auf acht Tagen in Gefängnis fortgerückt ist.“ — „Ja, aber darum brauchst du doch nicht zu weinen. Er wird schon pünktlich zurückkommen.“ — „Er schreibt mir regelmäßig“, erzählte die junge Frau weiter, „und in seinem letzten Brief sagt er, daß er täglich mein Bild vornimmt und es küßt.“ — „Das ist doch schön von ihm. Darüber kannst du dich doch freuen.“ — „Rein, heißt du,“ schloß die junge Frau, „vor seiner Abreise nahm ich ... mein Bild aus seiner Tasche, bloß zum Scherz und steckte Mannas Bild dafür hinein!“

Literatur.

Die Kunst des Schreibens. Eine Prosa-Schule von Dr. Broder Christianen. Felsen-Berlag, Wundgenöthen-Baden. — Das ist ein hervorragendes, ein äußerst lobenswertes Werk! Die künzliche Schrift, die Sinnentfaltung, die eigenbrütliche ist das Ziel. Die Schule gibt Lehre und Übung, Welt und Seele schänkend auszubilden in Bild und Stimmung. Sie schmiedet die Phantasie; sie hilft Gedanken zu entschlüsseln und zwingend zu prägen. Und sie weiß den wirksamen Spannungsbau von Abhandlungen, Erzählungen, Dramen.

Die Winterausgabe des beliebten „Bild“-Magazines für das Feuilleton. Das „Bild“, das, wie man weiß, ein Feuilleton-Magazin ist, hat in der Winterausgabe eine neue, eine sehr interessante, eine sehr wertvolle Ausgabe. Die bekannte Redaktion, deren Namen mit den Namen der Autoren und der Verleger, die die besten Feuilletonisten Eisenbahnarten übermitteln, ermöglichen eine sehr schnelle Orientierung. Der „Bild“-Verlag enthält die Kilometerfahrpreise, wozu man sich das Fahrloos leicht berechnen kann, ferner den Gedächtnis- und Marktverzeichnis, sowie eine Fotostapel und wird in allen Buch-, Papier- und Bahnhofs-Buchhandlungen verkauft.

Der „Insel-Roman“ fundiert für den Oktober, als den Monat, da er auf sehr ansehnliche Verhältnisse zurückzuführen, das Erscheinen einer „Insel-Roman“ an, die den Titel „Das Insel-Roman“ trägt, und als ein ganzes Ebenbild seiner „Insel-Roman“, das bestimmt ist eine bewunderbare Verbindung mit seinem zahlreichen Freunden herzustellen. Das erste Heft enthält Beiträge von Bruno von Hofmannsthal, Alfred Döblin, Charles Louis Philippe, Rainer Maria Rilke, A. von Arnim, Georg Wittkowski u. a.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung, Berlin, Gr. Ullrichstr. 99, Telefon 5204.

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

Nr. 101 Donnerstag, den 9. Oktober 1919

Der Kampf um den Mann.

Roman von Carry Brachvogel. (Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

„Ich kann Ihnen nicht genug danken, daß Sie mich zu diesem entscheidenden Schritt mitgenommen haben! So etwas hätte ich doch nur in München!“ sagte die anmutige Frau zur Baronin von der Zeußen, der ergebene Lady Patroneß aller Münchener Wohltätigkeitsvereinsammlungen.

Die Baronin lächelte verbindlich. „Mittelnommen — weich ein Wort, gnädige Frau! Der Baron ist Ihnen zu Dank verpflichtet. Sie sehen ja selbst aus in Ihrem Possibilitätsfeld! Und ich glaube, von allen Damen der Hauptstadt machen Sie die besten Geschäfte.“

Frau Patroneß Cholevius lächelte ihr seitwärts, hübsches Lächeln, das mehr als und dennoch ganz seelenlos, kühl und fentle dabei den Kopf ein wenig.

„Gut ja, es geht ... die Menschen sind ja alle so furchtbar nett zu mir. Ich wundere mich eigentlich darüber! Wenn man aus so einer kleinen Unterhaltungsbeilage kommt, findet man sich selber gar nicht mehr ...“

Die Baronin machte einige fleischnähernde Nebenbemerkungen und sah dabei in das Gesicht des Barons hinein, das jetzt da der Nachtigall laut, immer lebhafter wurde. Eine kleine, ererbte Müdigkeit lag auf ihrem Gesicht. Sie hatte bereit schon zu oft arrangiert, angelesen und mitgenommen. Seit mehr als dreißig Jahren und heute noch blieb sie die schönste von der Zeußen, obgleich ihr Gesicht kaum eine Spur mehr seiner früheren, strahlenden Schönheit zeigte. Aber ein Baron ohne sie war undenkbar; sie hatte immer die originellsten Ideen, die besten Beziehungen und ein eigenartiges Talent, neue, hübsche Erfindungen für die Verkaufsbücher ausfindig zu machen. Sie hatte sie auch Frau Marie Cholevius „entdeckt“, die nur vorübergehend von Jena nach München gekommen war.

Sie können sich die Langeweile in solch einem Unterhaltungsroman nicht denken! Alles ist so phlegmatisch ... so eng. Man ruhet förmlich ein. Man weiß gar nicht mehr, daß man ein netter Mensch sein kann, an dem andere Leute Gefallen finden. Und das ist so himmlisch hier, daß man jung und lustig sein darf — und sich freuen kann, daß man jung ist ...“

Sie lachte wieder mit geistreichem, ihr harmonisches und doch seelenlos Lachen. Mit ihrem kaum mittelgroßen, schlanteren Körper und ihrem schmalen, bloßen Gesicht hätte man sie für ein ganz junges Mädchen halten können. Ihr Ocker gestrichelte Kleid drückte. Es kam wie aus einer großen, inneren Befreiung und legte um ihren weichen Mund ein paar Lippen, halb rosa, halb lila, und ihre Augen, von denen man nie wußte, ob sie blau oder schwarz waren, und aber denen die Frauen sich nicht zum unmöglichen Halbmond wölbten, sondern wie eigenartige Schärfe ein wenig in die Höhe hielten, ihre Augen lachten nicht mit dem Mund. Sie stimmerten nur, braunten auf, schossen ein paar unruhige, heiße oder verlangende Blicke und waren dann plötzlich wie ausgeblüht, gingen verschommen in eine gelasse Weite — versanken wohl auch in ganz unbewachten Augenblicken unter den Lidern, daß es ausfas, als ob sie schliefen.

Jetzt eben, da sie von der Luft der eigenen Jugend sprach, künzeten sie mit einer kindlichen Freude von unten herauf zur Baronin hin. Die lachte und nahm mit einer lebhaften Bewegung die Hände der anmutigen Frau in die ihren. „Sie sind wirklich reizend!“

Bei sich dachte sie: Liebe, mir pleißt du umsonst Komödie vor! Ich kann mir schon denken, daß du Jena auf den Kopf stellst. ... Aber reizend bist du, und das ist für die Hauptstadt die Hauptsache.

„Erlauben Sie mir ein Wort ...“

Frau Cholevius, die mit der Baronin seit etwa einer halben Stunde im Saale herumging, um sich ein wenig von den Strapazen ihres „Wahnsinns“ zu erholen. „Gern. Aber dann bringe ich Sie wieder zum Postwagen zurück. Ja, ja, meine liebe, hübsche Frau, Sie sind nicht hier, um sich zu amüsieren ... Sie müssen arbeiten, Geld einnehmen, für unser Säuglingsheim.“

„Ich habe seit heute früh schon dreihundert Mark bekommen. Ich ganz allein. Die jungen Mädchen bei der Post sind nämlich nicht sehr geschäftig, nur ein paar von ihnen verdienen den Hummel. Eine sehr, sehr hübsche ist da, die nimmt auch viel ein.“

„Wie heißt sie denn?“

„D, das weiß ich nicht. Ich bringe all diese fremden Namen durcheinander. Sie ist groß und drünet, mit so einer prächtvollen Persönlichkeit und so wunderbaren Fähigkeiten! Wenn sie lacht, sieht sie aus wie eine Reflektierlampe für Dof oder Rabolant. Sie hat weißgeputztes Haar, und eine gewisse ... beneidenswert!“

„Ihre von Wert.“

„Marie Cholevius wurde ein wenig zusammen. „Wie heißt sie?“

„Von Wert. Gute Familie — der Vater war erster Direktor einer Versicherungs-Gesellschaft. Hübsche Mädchen, die auch „ganz“ ist, ganz wohlhabend sind. Die eine ist bei der Hauptstadt, und die andre ...“

„Trinken die Damen keinen Sekt?“ fragte da eine Wäscherin, viel zu schäutern und ernst, als daß sie bei einem Baron, wo Sekt und Lieberum Trampf sind, hätte Erfolg haben können. Die junge Fräulein schien auch nicht viel Glück als „Dauererin“ zu haben; auf dem silbernen Teller, den sie trug, fanden noch unberührt die sechs Sektbecher, die ihr die Lady Patroneß der Sektbecher mitgegeben hatte, um sie unterwegs zu verkaufen.

„Ah, sieh da, Fräulein von Wert!“ sagte die Baronin lächelnd. „Gern traden wir von Ihnen.“ Sie erklärte der gnädigen Frau gerade, daß die Damen von Wert zu den schönsten Mädchen Münchens gählen.

Eine kleine Wäscherin lag in der Wange des Mädchens. Die Wäscherin der Baronin konnte ja doch nur der schönsten Wäscherin gelten. „Frau Baronin sind sehr gütig.“ sammelte sie.

„Wir werden noch viel gütiger sein, liebes Fräulein, und Ihren Sekt trinken. Quanto costa?“

„Eine Mark das Glas.“

Während sie bezahlt hatten, stellte die Baronin vor Fräulein Franziska von Wert — Frau Cholevius aus Jena.

Franziska erwiderte noch tiefer. „D, Sie sind aus Jena ...“ entfuhr es ihr unwillkürlich.

„Nennen Sie Jena?“

„Nein, gar nicht,“ sagte Franziska haltig. „Haben Sie vielleicht Bekannte dort?“

„Nein, niemand, gar niemand.“

Sie wurde immer häufiger, verbitterter. Sie freute sich von den beiden Damen fortzukommen, aber Frau Cholevius ließ sie nicht los. Juben sprach die Baronin gerade mit einigen anderen Damen, und Franziska wollte nicht unbehellig sein und die Fremde allein lassen, wußte Frau Cholevius schon ein drittes Glas Sekt trank.

„Sagen Sie, Fräulein von Wert, künzete ich mich oder nicht? Haben Sie nicht im Sommer einmal einen Professor Doktor Benedikt aus Jena kennen gelernt? Benedikt ist ein alter Freund meines Mannes; mir ist, als hätte er ihren Namen genannt.“

Franziska hätte gern aufgehört: Nein, nein, das ist nicht möglich! Sie sagte aber nur, schelmisch gleichgültig, „Ach ja! Ja ...“ Doktor Benedikt aus Jena. In Jena haben wir mit ihm ein paar sehr hübsche Tage verlebt.“

Frau Cholevius lächelte kaum merklich. Aufmerksamkeit machte sie Franziska. Das Mädchen war sehr schön, aber ...



Ich auf. Ihr unerschütterliches Gemüt mit den etwas so starken Nerven und der angelegentlichsten Riechorgane konnte die geringste Spur der Gegenwart der Schmecker oder dem süßen Geruch, wie in Cyprien, heute an. Ihrer unerschütterlichen Sinne und ihres Feines, durch ein Haars weichen nennen die jungen Leute, die Männer der Weltlichen Mädchen, Franziska wohl „das Schöne“, aber auch zum Unterschied von Lida „die hübsche Frau“. Das ihnen hübsch schien, war aber viel mehr der Ausdruck als der Schritt dieses jungen Geistes, seine hübsche Beschaffenheit, die es nur in ganz unbeschäftigter oder sehr bedenklichen Momenten zu einem Spiegel der Seele werden ließ.

Car nicht hübsch, aber recht schön! dachte die Cholevis, während sie das Mädchen betrachtete. Geizig hat sie, und sie weiß, was sie ist! Es geht ja eigentlich Mut dazu, wenn ein hübsches Mädchen sich wie eine der Schönheiten aus der Schönezeit begeben und herrscht, aber es geht ihr! Sie ist hübsch!

Franziska von Wert trug ein violettes Sammetkleid im Stil der dreißiger Jahre, eines weltlich-prinzlichen Modestückes und einer kleinen Spitze, der am Hals mit einem weichen Spitzenbesatz. Ihr feines Haar fiel vor der Ohren in diesen, geordneten Lockenbüscheln herab, während oben auf dem Scheitel eine dicke Flechtenkrone saß, durch die man sich ein geordnetes Bild stellen war. Das Original dieses Bildes war nicht nur eine gemeine, sondern eine echte, hübsche Schönheit gewesen, der die hübsche Welt in seinem Zuge ihres Wohlstandes sich. Wie die Cholevis hatte wenig recht, als sie zu ihr sagte: „Ganz hübsch! hübsch! hübsch! Sie können! So etwas kriegt man eben nur in München fertig. Sie sehen aus wie ein Bild, das aus dem Rahmen gefallen ist!“

Franziska lächelte ein wenig.
„Ach, es tut mir! Es sollte doch alles möglich! Mit-Mädchen sein! Ich schreibe ja gar nicht sehr dafür, aber die Künstler haben keine Angst. Wo hab' ich halt in Gottes Namen in der Schönheitsgalerie stehen gemacht.“

„Geh' der Schmeckerin alles selbst angegeben?“
„Was selbst gegeben!“
„Nein, hat es nicht!“
„D, das ist nicht wahr!“

Als die Baronin sich wieder zu den beiden wandte und mit Franziska über das Arrangement und die finanziellen Auslagen des Bares sprach, glitten die Augen der Cholevis wie in Wäldern der Erinnerung von der Gestalt des Mädchens ab, wurden verschommen ... trüb ... verankert wie in tiefem Schlaf unter den Ähren. Das dauerte eine Stunde lang oder auch zwei. Dann riß sie sich gewaltsam empor, öffnete die Augen weit und rief, als ob sie eben erwache, und sprach in die Baronin und Franziska weiter ohne zu stoßen, als hätte sie den Boden des Gesprüches verloren ...

„Sehen Sie, das war die hübsche Frau!“ sagte die Baronin, als Franziska sich überschickte hatte und weiterging, anders stehenden Leuten mit ihrer schicklichen, ersten Stimme Eckt angedeutet.

Die Cholevis sah ihr nach. „Die Schwester ist viel, viel hübscher.“
„Geh'! Aber die hier hat etwas sehr Elegantes ... Dignitatives.“

„O ja. Und sie sieht sich hübsch an. Sie müßte auch zu Pferde gut aussehn, mit dieser langen, schmalen Figur.“
„Sie haben recht. Nun, vielleicht heiratet sie einen Sportmann, wie ihre älteste Schwester.“

„Sie müßt so einen ersten, begabten Ehemann.“ (Ein kleiner spöttlicher Ton war in diesem „begabten“.)
„Sie sollte einen Mann heiraten, bei dem sie repräsentiert.“

„Sie läche ohne jede Veranlassung ihre melodiösen, seelenlosen Lachen, das die Baronin allmählich etwas nervös machte ...“

Zweites Kapitel.

Es war nur eine Stimme darüber, daß die Künstler, wenn das Arrangement des Bares zum Besten des Sänglingesheimen abgeben, sich selbst übertröffen und Mühen auf als erwünschte Bestätigung wieder glänzend gerechtfertigt hatten. Die Lösung für den Bares hieß: „Ein Fest in der Altmünchenburg“, und zwar an den drei Tagen, die der Bares dauern sollte, den Samstag betrat, sah sie sich sofort aus der modernen Hauptstadt hinweg nach dem weissen Ruffschloß und in die Urgrußbücherei verlegt. Die ganze Wand dem Eingang gegenüber war durch eine stoffgemalte Kalligraphie bedeckt, die Schloß Münchenburg weltläufig und

rennen so angenehme Erinnerungen zeigte. Dazu war ein Blaubaum angeklebt, mit flatternden Bändern, bunten Wimpeln und all den kleinen Gegenständen behangen, mit denen von alters her das Volk ihn zu schmücken liebt. Bei der Eröffnung des Bares, als die Prinzessin, unter deren Protektorat er stand, geleitet vom Komitee, den ersten Umgang machte, hatten Kinder in blauen, flatternden Gewändern einen alten Reigen um den Waldraum getanzt.

Am das Schloß geleiteten sich die Festenden, von denen jede einzelne ein Stück Altmünchenburg oder Altmünchen darstellte, so gut es ging, ohne mit ihren Verkaufsgegenständen in einander überprun zu geraten. Da gab es eine bezügliche amüsliche „Verleumdung mit Verkaufsgegenständen“, in der die Damen im goldenen Nesselbüscheln und silberverzierten Mieder der Altmüchener Kellnerinnen bedienten. Natürlich wurden hier nicht nur Pfefferküchen und Met verhandelt, sondern auch seine Süßigkeiten, Kaffee, Tee und Schokolade, weil die Cinnamome sonst gar zu gering gewesen wären. Am Markt, das als Festzelt drapiert war, trugen die Damen Köpfe ähnlich wie das Kleid Franziska von Wert; man sah eine nach der anderen Großmutterzeiten her einen echten, weichen, gefüllten Crepe de Chine-Schal, den sie mit der verhängten Kollaterale der dreißiger Jahre um die Schultern gelegt hatte.

Wunderbar war ein Kostüm, der an die schwärmerischen „Freundschaftstempel“ achtundvierzig Jahre alte gemachte die Verkäuferinnen - ausschließlich junge Mädchen - trugen weiche Mantelchen, zuckrige Kollaterale in Haar, weiße Strümpfe und Kreuzbandhüte. Die ganz modernen Erscheinungen - Kabarett, Photographien, Photographen und so weiter - hatte man fürwahr gar nicht zu billigen versucht, sondern nur in etwas bedauerlich angehauchte Stücke gebracht und die schönen Frauen, die sich um sie bemühten, geleitet, sich in Haar- und Kleidertracht ein wenig Altmüchener erzwangen. So hatte nun jede mit reichlichem Geschmack herausgegeben, was hübsch und zugleich vornehmlich für sie war. Franziska von Wert blieb durchaus nicht die einzige, die auch wie ein Bild, das aus dem Rahmen gefallen ist.“ Wie die der Damen mochten vielleicht morgen, wenn sie sich wieder für den Mittag anziehen, unheimlich wirken. Heute, da es auf ein hübsches Phantasie, gleichbar wirken. Heute, da es auf ein hübsches Phantasie, gleichbar wirken. Heute, da es auf ein hübsches Phantasie, gleichbar wirken.

Das Glanzstück des Bares aber war die „Wasserpark“. Schwimmbäder und Stimmung hatten hier offenbar die Anregung gegeben. Vor einer herrlichen Landstraße stand die mächtige gelbe Postkutsche, die heute noch draußen auf dem Lande Feste und Meier miteinander verbindet. In regelmäßigen Zwischenräumen blieb ein Postkutsche in der schmalen, weiß-blauen Uniform der bayerischen Postkutscheliebe, alte Weisen: „Seh' ich drei Blöße vor dem Wagen“, oder „Ich halt' einen Kameraden“. Es trite ziemlich hübsch gefolgt, einen jungen Mann aufzutreiben, der gut ausah, Horn blaen und sich dabei leidlich benehmen konnte. Endlich hatte man einen Postkutschler entdeckt, einen hübschen Burischen aus Dietramszell, dessen Onkel Postkutsche gewesen war. Der sah nun auf dem Kutschentisch und blieb.

Den Dienst der „Wasserpark“ (es begriff ihn niemand, aber er brachte viel Geld ein) verabsah junge Damen, die als weibliche Postkutscheliebe gefolgt waren. Sie sahen sehr stolz aus in ihren weissen Tuschäden, der blauen, kurzen Fräcken mit der Silberzierde und dem schwarzen Glanzschmuck auf den Kopf. Besonders die blondinen Kleider der Hut gut, die Bräutchen fanden im allgemeinen, daß er sie „zu schwarz“ läche. Oder man mußte so blaß sein und so blau-schwarz, glänzende Haare haben wie Frau Marie Cholevis. Deshalb hatte Lida von Wert das Haar weiß geputzt, was eigentlich hübsch war. Als einer der Arrangements Lehrend sie darum tadelt, sagte sie: „Ach, ich bin halt schon ein alter Postkutsche. Wissen Sie, so einer, von dem's heißt:

Ein alter Postkutsche mit siebzig Jahren,
Der wollte mit Schimmel im Himmel „nauffahren“,
Die Schimmel, die Schimmel, die leihen im Trab
Und warfen den alten Postkutsche herab.“

„Das müßte ein dummer Schimmel sein, der Sie abwirft.“ hatte der Maler gesagt und war zufrieden. Still hieß Still her - Schönheit war der beste Stil.
(Fortsetzung folgt.)

Schloßladamanten und Diamantenschicksale.

Von Albert Fried.

(Nachdruck verboten.)

Kürzlich ging die Mitteilung durch die gesamte Presse der Welt, daß in Amerika der kleine Binjon M. Lee, das als „Hundert-Millionen-Dollar-Bädy“ als das beste bewachte Kind der Welt in amerikanischen Wäldern oft gefilchert wurde, bei einem Automobilunfall tödlich verunglückte, und daß die Mutter dieses Kindes Besitzerin des Hope-Diamanten ist, der seit Jahrhunderten, seitdem der französische Weltreisende Tavernier ihn aus Indien brachte und ihn an Ludwig XIV. verkaufte, jedem Besitzer bisher noch unglück gebracht hat. Die „glücklichen“ Besitzer eines der größten Schätze der Welt endigten auf dem Schaffot, durch Ermordung, Selbstmord oder im Wagnis. Wer wird nach der unglücklichen Frau, die ihr Kind auf so fürchterliche Weise verlor, noch den Mut haben, den Hope-Diamanten zu tragen?

Aber nicht nur der Hope-Diamant hat vieles Unglück gebracht, nicht nur er hat eine schicksalreiche Vergangenheit. Fast jeder berühmte, durch seine Größe und seinen Wert ausgezeichnete Diamant würde den Stoff zu einem feststehenden und dramatisch bewegten Kinofilm hergeben. Nicht minder bunteartig ist die Geschichte der „Sancy“. Bis auf Karl den Kühnen geht sie zurück. Dieser prunktätige Fürst trug den Diamanten an seinem Hut, und als Karl in der Schlacht bei Nancy das Leben einbüßte, brach ein Schweizer Soldat das Kleinod vom Hut und verkaufte es für einen Gulden an einen Fischer, der es für anderthalb Gulden weiter verkaufte. Am Sonntag des Königs von Portugal wurde es sich wieder, und der verkaufte den Diamanten an einen französischen Edelmann Charles de Sancy, von dem dem König davon der Name herab. Von ihm gelangte er an die jugendliche Königin von England. Vorher soll aber noch ein Decker, den Sancy besaß, hatte, den Diamanten zu einem Fandebler zu bringen, ermordet worden sein, doch hatte der Mörder seinen Zweck, den Schatz zu rauben, nicht erreicht, da der treue Decker den Diamanten im Augenblick hübscher Gelehrer verschluckt hatte. Aus England kam dann der Sancy im Jahre 1648 durch die ständende Gemahlin Karls I. nach Frankreich zurück; sie verpachtete ihn an Marana, der ihn Ludwig XIV. verkaufte. Im französischen Kronschatz blieb er dann längere Zeit, Ludwig XV. trug ihn bei seiner Krönung. Eine Zeit lang aber war er dann verschollen, bis ihn im Jahre 1828 Fürst Paul Demidoff, der Oberkammerherr des Zaren, für 625 000 Franken erkaufte. Er ist sich jetzt befindet, ist unerschaffen, es heißt, er sei in den sechziger Jahren in seine indische Heimat zurückgekehrt.

Zum Teil recht verschommen und fagenhaft ist die Geschichte des berühmten Kohinor-Diamanten, der sich im Kronschatz des englischen Königs befindet. Man glaubt nämlich, - gewiß ist es nicht, - daß dieser Kohinor durch Umgeschleifen eines anderen nicht berühmt gewordenen Diamanten, des „Großmogul“, gewonnen wurde, der im Besitz des Radshah von Bahaur sich befinden hatte und der 1550 bei Golkonda gefunden wurde. Tavernier, der genaunte französische Weltreisende, ein guter Diamantkenner, schätzte den Wert dieses Großmogul auf 12 Millionen Franken. Es wird nun behauptet, dieser Großmogul, der 1665 spurlos verschwand, sei in Amsterdam neu geschaffen worden und werde nun Kohinor genannt, was in der Hinduisprache „Berg von Licht“ bedeutet. Nach der Legende soll er bereits vor 3000 Jahren sich im Kronschatz eines indischen Königs namens Karua befinden haben. Im Jahre 1850 bot ein Kaufmann in Indien der englisch-indischen Kompagnie die willkommene Gelegenheit, sich des Kleinods als Beute zu bemächtigen, die den Diamanten der Königin Viktoria von England verehrte. Heute wird freilich der Kohinor weit geringer geschätzt als jener Großmogul, da er durch den Schloß auch wesentlich an Wert verlor.

Der größte Diamant des Kronschatzes des ermordeten Zaren war der „Orlov“, der die Spitze des russischen Zepheus schmückte. Er wurde im Jahre 1794 für eine Leibrente von 4000 Rubel, einen Preis, und die bare Summe von 450 000 Rubel verkauft, nachdem er vorher das Auge einer Brahmafäule gewesen war.

Im französischen Kronschatz befand sich die Diamant-Berühmtheit, welche der „Regent“ oder „Pitt“ genannt wurde und welche jetzt eine Schenkungsbücherei des Louvre bildet.

Dubois hatte diesen Stein in England für zwei Millionen Franken von Pitt gekauft, um ihn seinem Schloß Blenheim von Orleans zu verkaufen. Blenheim schenkte den Stein dem jungen Ludwig XV. Während der Revolution aber wurde er in Berlin bei einem Kaufmann namens Treslow verpachtet, der ihn gewissenhaft aufgab, bis ihn Napoleon I. erkaufte, der den prächtigen Diamanten zum Kronjuwel Frankreichs benutzte.

Recht abenteuerlich ist auch die Geschichte des rosafarbenen „Soeanten Ure-Diamants“, welcher im Jahre 1705 in Cyrius' Geheiß in London an den Bleibständer für 500 Pfund Sterling verkauft wurde. Der Name dieses Kleinods kommt von Kaiser Alex, dem Gründer des Moskau-Reiches in Japan, der den Diamanten im Jahre 1526 in der Schlacht von Ura trug. Während des Sepoy-Aufstandes wurde ihm die wertvolle Stein im Besitz des Kaisers von Delhi und wurde von den Engländern erbeutet. Der Mosques von Denezal, der als Dschir der Krieg mit machte, be an sich damals in Ura und hat er sich, wie der Diamant aus Indien nach Europa geschmuggelt wurde. Der prächtige Stein fiel in die Hände des jüngsten Offiziers im Regiment und hätte nach Kriegsende als Beute mit den anderen erbeuteten und erbeuteten Wertigkeiten angezogen und zur Verteilung gebracht werden sollen. Das gelang den Offizieren des Regiments nicht. Sie beschloßen, das Mineral für sich zu behalten. Um es unbedenklich an Bord des Schiffes zu bringen, das die Truppen nach Hause brachte, wurde der Diamant in einen Kumpen Perceuslitter hineingegeben und einem Pferd in den Schoß und gestoben. Kurz nach der Wafahrt erkrankte das Pferd auf dem Schiff und wurde getötet. Der Diamant wurde aus der Leiche herausgeschliffen und in England verkauft. Er kam in den Besitz des belannten Herzogs von Devonshire, der 1830 von den Braunschweigern vertrieben wurde, der auch wegen seiner vielen kostbaren Diamanten von den Pariser, bei denen er lange Jahre im Exil lebte, der „Diamantenherzog“ genannt wurde, und aus dessen Hinterlassenschaft kam er dann nach London.

Alle diese Diamantgeschichten beschreiben eine wunderbare, nun gewissermaßen verifiziert durch eine sehr drockige Geschichte vom Diamanten des Professore Weireis. Dieser war eine Leuchte der 1809 eingezogenen Universität Helmstedt wo er noch im selben Jahre ebenfalls starb. Weireis war in der Tat einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit; er las an der eminenten Universität nahezu in allen Hauptwerken. Aber die er Mann, der einer der größten Originale war, begnügte sich nicht mit diesem Studium; er wollte auch ein Wundermann sein und einer der reifsten Männer seiner Zeit. So hatte er in seinem Hause eine große Sammlung wertvoller Gemälde und großer Merkwürdigkeiten und Kuriositäten zu sammelt und besaß eine große Anzahl der größten Diamanten der Welt zu besitzen. Ueber seine Herkunft gab er die geheimnisvollsten Auskünfte, die er aber immer nur andeutete. Wollte jemand den Schatz sehen, so machte er allerlei Ausflüchte; so erzählte er z. B., er habe, da er für den Schatz in seinem Hause nicht sicher war, ein Hundsgleichartiger Kästchen angefertigt und zwölf verschiedene Freunde um die sichere Aufbewahrung des Schatzes gebeten. In eines der Kästchen habe er den Diamanten gelegt, aber in welches, weiß er selber nicht. Alle zwölf Kästchen sind gleichartig verfertigt und die Freunde verhandelt worden. So weiß er nicht, wo sich der Schatz befindet. Einige hatten den Diamanten auch gesehen, aber nur solche, von denen Weireis annahm, daß sie keine besondere Kenner von Diamanten seien. Als Goethe den Gelehrten im Jahre 1805 besuchte, wartete dieser vergeblich, Goethe wolle ihn nach dem Schatz befragen, da er ja wußte, daß Goethe für seine großen Interesse hegte. Weireis selbst sprach nicht davon, hübsch nach einigen Tagen des Aufenthalt holte er diesen angeblich Millionen wertigen Besitz aus seiner Wohnung hervor und versuchte, Goethe allerlei Märchen darüber aufzubringen. Goethe ließ ihn ruhig erzählen, hatte aber doch im Stillen leicht festgestellt, daß dieser kostbare Diamant ein Bergkristall war. Nach dem Tode des Gelehrten fand man den Stein merkwürdigerweise nicht im Kasten.

Die er „Diamant“ des Weireis darf als Symbol für alle solche unschätzbaren Schätze angesehen werden. Da sie wirklich echt sind oder nicht, gilt eigentlich gleich, wenn nur ihre Weisheit und die Welt an ihre Existenz glauben. Und ihr Wert ist nur ein sehr relativer; will man sie wirklich besitzen, so ist's schwer. Und man kann vielleicht im Besitz solcher unermesslichen Schätze verkommen und verungern.